

Trümmern des Arenakellers gebildet hatte. Aber davon abgesehen würde dieser Zerstörungsschutt nur einen einseitigen Festpunkt, nur einen terminus post quem und überdies nur einen unsicheren Anhalt für die Datierungen geben, insofern als die Schuttsschichten zu verschiedenen, nicht sicher datierbaren Zeiten in den Keller gekommen zu sein scheinen. Die Fundlage vermöchte naturgemäß auch für die Entstehung der Pyxis nichts zu besagen, da zwischen der Herstellung und dem unter-die-Erde-geratenen großen Zeiträume liegen können. Für einen frühen Zeitansatz (4. Jahrhundert), an den ich glaube möchte, kann außer stilistischen Gründen vielleicht die gute Buchstabenform der Ritzinschrift dienen. Diese braucht freilich nicht mit der Entstehung der Schnitzerei gleichzeitig zu sein; aber sie kann höchstens jünger sein als diese.

Der Stil unserer Pyxis (Gewänder, Bewegungsmotiv, Mauerhintergrund, Verschärfung des Blicks) dürfte genügend Anhalt zu ihrer kunstgeschichtlichen Einordnung und zur Zeitfestlegung geben. Eine solche sollte aber nicht Aufgabe dieser Mitteilung sein.

## Trierer schwarze Köpp.

Von Studienrat H. Milz, Trier.

In seiner groß angelegten „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit“ sucht der auch als Forschungsreisender wohlbekannte Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Breslau, Prof. Dr. Egon Frh. von Eickstedt, nicht nur die heute die Menschheit und ihre einzelnen Völker aufbauenden Rassen zu schildern, sondern auch die Entstehung der einzelnen Rassen aufzuklären. Er bespricht dabei auch die im deutschen Volke vorhandene Mischung der Rassen und glaubt einen besonders starken Einschlag der mediterranen Rasse (bei Günther westischen Rasse) in Westdeutschland feststellen zu können. „Im letzteren Gebiet“, so schreibt er Seite 400, „vor allem im Elsass, dem Rheinland und der Pfalz stellen sie (d. h. die Vertreter der westischen Rasse) allerdings teilweise auch erst jüngere historische Einschläge dar. Im Volksmund wird dabei oft mehr das Wesen als der Typus beachtet, wie sich im Spitznamen der „Pfälzer Kriescher“, dem lebhaften, schreienden, südl. beweglichen Menschen kundtut. Am stärksten ist der mediterrane Einschlag in Deutschland aber in Trier, das jahrhundertelang römische Kaiserstadt gewesen war. »De Trierische haam schwarz e Köpp«, sagt der Moselbauer. Die große Zahl nicht nur kurzweg dunkelhaariger, sondern richtig mediterraner Typen in Trier ist in der Tat überraschend.“

Außer auf seine wohl eigene Beobachtung stützt sich Freiherr von Eickstedt also hier auch auf ein von ihm angeführtes Sprichwort der Moselbauern, das sich auf die schwarzen Köpfe der Trierer beziehen soll. Und da muß ich sagen, daß mir, der selbst ein Moselaner ist, ein solches Sprichwort der Moselbauern unbekannt ist. Auch habe ich mich bei Moselbauern aus andern Dörfern weiter moselabwärts erkundigt, aber auch ihnen war ein solches Sprichwort unbekannt. Was hat es also mit ihm für eine Beziehung? Wie mir scheint, ist hier Freiherr von Eickstedt oder sein Gewährsmann einem Mißverständnis zum Opfer gefallen. Hätte er sich etwa in meinem Heimatdorfe danach erkundigt, was für Leute etwa in Mülheim oder Beldenz oder Trarbach wohnen, so hätte er sicher die Antwort bekommen, dort wohnen „Blaköpp“. Es wäre ihm dann wohl klar geworden, daß damit nicht Menschen mit blauen Haaren gemeint sein könnten, sondern er hätte weiter gefragt und dann erfahren, daß damit der Unterschied des Bekenntnisses gemeint sei. So scheint mir das Sprichwort vielleicht in der Trarbacher Gegend aufgeschnappt worden zu sein, wo es den Sinn hatte, in Trier wohnten eben Katholiken, im Gegensatz zu den Lutherischen in Trarbach und Umgegend, soweit sie früher zur hinteren Grafschaft Sponheim gehört hat.

Und nun die römische Kaiserstadt! Sie hat es Freiherrn von Eickstedt so angetan, daß er diese Bezeichnung für Trier noch zweimal gebraucht, Seite 434 und bei der Beschriftung des Bildes eines Winzermädchen Seite 433, das als Muster der „Mediterranen an der Mosel“ dort abgebildet und auch auf dem Werbeblatte des Verlags für das Werk wiedergegeben ist. Wir wissen dabei neuerdings mit völliger Sicherheit, daß die Treverer sich mit Recht ihrer germanischen Abkunft gerühmt haben; wir wissen neuerdings aber auch, daß gerade die Zeit, in der Trier Kaiserstuhl war — „jahrhundertelang“ hat diese Zeit ja keineswegs gedauert — wieder ein stärkeres Vordringen germanischer Bewohner nach Trier und in seine Umgegend brachte. Es beweist dies ja deutlich der Wechsel in der Art des in Trier, dem großen Mittelpunkt der Töpferei diesseits der Alpen, angefertigten Geschirrs, vorher Geschirr für Römer nach römischem Muster, nach dem großen Germaneneinfall und der dabei erfolgten Zerstörung aber Ge-

schirr nach einheimischer Art für einheimische Verbraucher. Die römische Kaiserstadt brauchte eben Germanen zu ihrem Schutze gegen — Germanen.

Und nun das „Winzermädchen aus der Gegend der römischen Kaiserstadt Trier“, das uns nach einer Aufnahme von E. Lendvai-Dirksen in Abb. 329 als Muster der „Mediterranen an der Mosel“ geboten wird! Zunächst die Frage: Wer ist E. Lendvai-Dirksen? Der recht landfremd anmutende Name ist auch unter Bildern der im Verlage J. F. Lehmann, München, erscheinenden Zeitschrift „Volk und Rasse“ zu finden, so unter dem einer Friesin von der Insel Föhr, 1933, Seite 149. Ist Lendvai-Dirksen bekannt genug mit Land und Leuten, um mit Sicherheit das für unsere Heimat wirklich kennzeichnende zu finden und festzuhalten? Ihr „Winzermädchen“ mit dem schmachtend in die Ferne gerichteten Blick sieht arg gestellt aus. Man vergleiche damit etwa die Bilder, die Hans Gettmann, Koblenz, an der Mosel und auf dem Hunsrück aufgenommen hat, und lese, was dazu Robert Huber, Koblenz, über die Schwierigkeiten bei solchen Aufnahmen zu berichten weiß (Rheinische Blätter, 1933, Heft 9). Man misverstehe mich nicht: ich bestreite keineswegs die Beimischung westlicher Rassenbestandteile in unserer Moselbevölkerung. Eines aber möchte ich fordern und berühre mich darin mit der oben von mir angeführten Bemerkung des Freiherrn von Eickstedt, die Mediterranen stellten teilweise auch erst jüngere Einschläge in die Bevölkerung dar: man bilde bei uns niemand als kennzeichnend für die ganze Bevölkerung ab, ohne erst seine Ahnentafel auf etwa fünf Geschlechterfolgen aufgestellt zu haben.

Ein Beispiel: Ich kenne ein Dorf, in dem Ende des 17. Jahrhunderts ein Mann aus dem Weltlin zugezogen ist. Sein Mannesstamm ist heute noch dort ansässig, und durch seine Töchter, Enkelinnen usw. kommt er wohl auf der Ahnentafel jedes Bewohners dieses Dorfes vor, der aus einem altansässigen Geschlechte stammt, wenn auch nur von einer Seite her. Ich kenne die Ahnentafel des bekanntesten Bewohners dieses Dorfes: auf ihr steht der Ahnherr aus dem Weltlin zweimal in der 64-Reihe und noch einmal in der 128-Reihe. Nehmen wir nun an, der Weltliner sei ein Vertreter der dinarischen Rasse gewesen, so könnte, ich sage, könnte, er jedem Bewohner des Dorfes etwas von seiner Art mitgegeben haben. Ein Forscher, der diese Züge nun herausstünde, ohne die Familiengeschichte des Dorfes zu kennen, fände also sozusagen hier eine Insel dinarischer Rasse und könnte nun allerhand schöne Vermutungen aufstellen über Reste aus der Zeit der Völkerwanderung oder dergleichen mehr.

Öder ein anderes Beispiel: In meinem Heimatdorfe ist 1719 ein Mann aus Rauns in Tirol zugezogen. Nachkommen von ihm, und zwar nicht im Mannesstamme, zeigen heute viel Ähnlichkeit mit dem „bärtigen tiroler Gauhtyp“, den Freiherr von Eickstedt in Abb. 291 auf Seite 280 abbildet. Und wie groß ist nicht überhaupt bei uns die Zuwanderung aus Tirol gegen 1700 gewesen? Wie groß die aus Graubünden? Wie stark war die Einwanderung aus Lothringen ins Kurtrierische, als Lothringen französisch wurde? Auch die umgekehrt von Norden nach Süden gerichtete Einwanderung aus Nordbrabant war keineswegs unbedeutend, wenn sie auch zahlenmäßig gegen die aus dem Süden weit zurückstand. Das sind doch alles Dinge, die zur Zeit fast nur den Familienforschern bekannt sind, die ihnen bei ihren Arbeiten an Ahnentafeln und Stammtafeln immer wieder auf Schritt und Tritt begegnen. Das Wissen darum ist aus ihrem engen Fachkreise ja noch kaum herausgetreten, denn die amtlich geförderte Wissenschaft bekümmert sich bei uns ja mit rührender Liebe um jeden Stein, aber für Menschenforschung, da war doch noch kein Pfennig zu haben. Man schließe also, das ist meine Forderung, stets bei der Wahl von Leuten, die für die ganze Bevölkerung kennzeichnend sein sollen, alle solchen aus, die einen jungen Einschlag nicht bodenständigen Blutes aufzuweisen haben.

Abschließend aber möchte ich sagen, und ich glaube, Freiherr von Eickstedt wird mir recht geben, gerade in unserer rassig so stark durchmischten Bevölkerung ist es höchste Zeit, daß durch wissenschaftliche Untersuchungen, wie solche anderwärts in Deutschland schon stattgefunden haben, die Grundlage einer gewissenhaften Erkenntnis gelegt werde, durch Untersuchungen, denen selbstverständlich die familienkundliche Untersuchung in Aufstellung der Ahnentafel vorangehen muß. Die Familienforscher, die wenigen, die hierzulande Familienforschung auf Lager haben, sind, glaube ich, alle freudig zur Mitarbeit bereit. Es fehlt aber bisher ganz an den Menschenforschern (Anthropologen).

Diesen meinen Zeilen, die Ende 1933 geschrieben und in einer hiesigen Tageszeitung abgedruckt worden sind, habe ich jetzt einiges hinzuzufügen.

Um bestimmen zu können, wo das in M u n d a r t angegebene Sprichwort gehört sein könnte, wandte ich mich an die Schriftleitung des „Rheinischen Wörterbuchs“ beim Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande zu Bonn. Die Auskunft lautet: an der ganzen Mosel kann das Sprichwort so nirgends gehört worden sein, weil nirgends die Zeitwortform „sie haben“ „sei h a a m“ lautet. Es sind an der Mosel im deutschen Sprachgebiet für diese Form drei verschiedene in Gebrauch, sei h o n, sei h a n und sei h u u m; da aber nirgends die Form h a a m

lautet, so ist das angebliche Sprichwort der Moselbauern eine Erfindung, die fern von der Mosel gemacht worden ist. Auch bezeichnet man die Bewohner der Stadt Trier nicht als „Trierer sch e“. Triesche sind, wo man diesen Ausdruck kennt, die Bewohner des ehemaligen Kurfürstentums Trier, nicht der Stadt. Man muß deshalb aus den Grenzen des alten Kurstaates eben etwas hinausgehen, etwa ins „Spanische“ im Kreis Bitburg, um diese Bezeichnung zu hören. Die Bezeichnung „Schwarzköpp“ für Katholiken scheint dagegen nicht alt zu sein, da die alte im Gegensatz zu Blaköppen durchweg „Kreuzköpp“ lautet. „Schwarze Köpp“ in dem angeblichen Sprichwort geht also wohl mehr auf die ehemalige Parteibildung als auf das Bekenntnis.

Bevölkerungsgeschichtlich ist es zudem nicht gut denkbar, daß eine Stadt sich so soll von der Umgebung in ihrer Bevölkerung unterscheiden, daß diese der Bevölkerung ihrer Umgebung sollte als Fremdkörper zum Bewußtsein kommen. Wächst und wuchs doch keine Stadt je aus und durch sich selbst, sondern immer nur durch Zuzug, der naturgemäß doch in erster Linie aus der näheren Umgebung kam. Ohne Zweifel würde sich dies auch für Trier zeigen lassen, wenn man aus den Herkunftsnamen seiner Bürger sein Einzugsgebiet bestimmen würde, eine Arbeit, die für andere Orte ja schon vorliegt (Bach, Deutsche Herkunftsnamen in sachlicher Auswertung, in Rhein. Vierteljahrsblätter, I, S.358/377). Auf die Gefahr hin, bei einer solchen Arbeit auf einem Irrtum festgenagelt zu werden, möchte ich die Vermutung äußern, daß Trier stets besonders großen Zuzug aus den Teilen von Luxemburg und dem heutigen Kreise Bitburg gehabt hat, in denen durch das Bestehen der sogenannten Stockgüter das Anwachsen der dörflichen Bevölkerung besonders stark gehemmt war. Folgen wir aber für diese Gegend der Vermutung des älteren Marx, daß sie sich eben durch das andere Erbrecht als die Stelle einer Sachseniedlung Kaiser Karls des Großen erweist (Marx, Geschichte des Erzstifts Trier, I, S.538/39), so würde doch eine Zuwanderung aus dieser Gegend der Stadt Trier vorzugsweise der Rasse noch nordischen oder fälischen Zuzug gebracht haben.

Meine obigen Bedenken gegen Frau Erna Lendwai-Dirkßen sind inzwischen auch von anderer Seite geäußert worden. Professor Dr. Karl von Hollander (Photographie und Rassenforschung, in Volk und Rasse, IX, S.50/51) schreibt: „Als Beispiel für gute Porträts, die aber für den Rassenforscher nur zum kleineren Teile brauchbar sind, sei auf die an sich sehr schönen und als photographische Kunstwerke hervorragenden Bilder der Frau Erna Lendwai-Dirkßen hingewiesen. Sie zeigen meist Charakterköpfe aus verschiedenen deutschen Landschaften und sind durch Veröffentlichung in illustrierten Zeitschriften bereits bekannt geworden. Aber auch für die gilt die Einschränkung, daß sie zu sehr auf das Psychologische und Individuelle, also das Einmalige, eingestellt sind. Sie sind auch mehr vom Volkskundlichen her gesehen, mit ihren schönen Trachten, die nur leider so viel vom Kopf verdecken. Man kann den Abgebildeten viel eher ihren Beruf als Fischer oder Bauern, als ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Landschaften oder Rassen ansehen — kurzum, es sind mehr Charakter- als Rasseköpfe. Wirkliche Rassestudien wird man höchstens bei 10% der Bilder machen können.“

## FUNDNACHRICHTEN

### Neuer Meilenstein gefunden bei Dalheim.

Von Prof. P. Medinger, Luxemburg.

(Mit 2 Abb.)

Die römische Straße von Metz nach Trier, die an Diedenhofen westlich vorbei auf dem linken Moselufer weitergeht, kommt zwischen den Dörfern Aspelt und Altwies auf luxemburgisches Gebiet und führt über Filsdorf nach Dalheim (Ricciacum). Bei Filsdorf hatte man vor 60 Jahren den Meilenstein vom Kaiser Philippus Arabs (244—249) gefunden (CIL XIII, 12089), dessen Entfernungsangabe nach Trier man bisher auf 19 Leugen ergänzte (eine leuga 2222 m). Am 16. November 1934 fand man nördlich von Dalheim im „Buchholzerwald“ einen umgestürzten Meilenstein vom Kaiser Hadrian (1250 m südsüdöstlich von Medingen in der Richtung des Kompaßgrades 170). Die Säule hat eine viereckige Basis und ist in ihrer ganzen Länge, die 2,34 m beträgt, erhalten; nur oben ist sie etwas beschädigt. Hier hat sich ein Steinsplitter abgelöst, dessen linker Bruchrand von links oben diagonal durch den Text läuft und der verloren ist (Abb. 1).

Erhalten sind folgende Buchstaben, zu denen die vermutliche Ergänzung in eckigen Klammern beigegeben sei. Bezuglich des ersten erhaltenen Buchstabens sei bemerkt, daß